

Zusammenarbeit macht glücklich

■ MARIA SCHELKSHORN-MAGAS



Maria Schelkshorn-Magas ist Theologin und Generalsekretärin des KAVÖ.

Täglich hören wir in den Medien von „Wettbewerbsvorteilen“, von „verschreckten Märkten“ oder „verängstigten Anlegern“. Kampf, Konkurrenz und die Macht des Stärkeren scheinen in unserer ökonomisierten Weltsicht die unhinterfragten Maximen zu sein. Aber funktioniert unser Zusammenleben wirklich nach den Gesetzen des Dschungels?

Großherzigkeit hat in unserer Gesellschaft einen zweifelhaften Ruf: Öffentlich werden selbstlose Menschen gebührend gelobt, doch hinter vorgehaltener Hand oft belächelt. Bewunderung genießt, wer durchsetzungsstark und cool wirkt. Zuviel Mitgefühl wird hingegen als Zeichen der Schwäche gedeutet. Diejenigen, die bereit sind, ihre eigenen Interessen gelegentlich zurückzustellen, fallen nur allzu schnell in die Kategorie „naiver Gutmensch“.

Demgegenüber haben empirische Studien bewiesen, dass Menschen, die sich für andere einsetzen, in aller Regel zufriedener, oft erfolgreicher und sogar gesünder sind als diejenigen, die nur an ihr eigenes Wohl denken. Immer noch klingt diese Erkenntnis in unseren Ohren nach Ermahnung zur Anständigkeit. Unser Alltagsverstand meldet Zweifel an. Kommen Altruisten wirklich besser durchs Leben?

Der Sinn des Gebens

Die landläufige Vorstellung ist: Wer seine Kraft, seine Zeit und sein Geld für die eigenen Ziele einsetzt, ist im Vorteil. Auch ein Blick in die Natur legt das nahe: Menschen wie Tiere ringen um knappe Ressourcen. Wer hat, setzt sich durch, wer nicht hat, geht unter.

Der Wissenschaftsjournalist Stefan Klein legt in seinem Buch *„Der Sinn des Gebens“* eine interessante Gegenthese vor – dass nämlich unser Alltagsverstand irrt. Er zeigt auf, dass unser Zusammenleben nach

sehr viel komplexeren Regeln verläuft als denen des Dschungels.

Die zentrale Erkenntnis ist, dass Egoisten nur kurzfristig besser abschneiden. Auf lange Sicht kommen Menschen weiter, die sich für das Wohl anderer einsetzen.

Möglicherweise ist selbst die Tatsache, dass wir uns fair und großzügig zeigen, weniger ein Resultat guter Sozialisation als die Tatsache, dass uns diese Art des menschlichen Umgangs mit anderen auch mehr befriedigt, weil sie unser Wohlbefinden erhöht. Sind wir also schon von unserer Anlage her mehr auf Kooperation als auf Konkurrenz angelegt?

Das Hirnsystem der Empathie

Diesen Nachweis erbringt die neuere Gehirnforschung: Seit zwei Jahrzehnten ermöglicht es die Kernspintomographie, dem Gehirn beim Fühlen und Denken zuzusehen. Während Versuchspersonen eine bestimmte Aufgabe zu lösen hatten, wurde über Computertomographen gemessen, welche Teile ihres Gehirns stark durchblutet und folglich besonders aktiv waren. Die Hirnforschung konnte aufzeigen, dass Altruismus im Kopf dieselben Schaltungen aktiviert wie der Genuss einer Tafel Schokolade oder auch Sex.

Der Anthropologe James Rilling beobachtete die Gehirne von 36 Frauen, während sie das sogenannte „Gefangenendilemma“ spielten. Wenn diese Versuchspersonen einander vertrauten und Solidarität übten,

traten Zentren im Gehirn in Aktion, die für gute Gefühle sorgen.

Das Gehirnsystem, das dafür verantwortlich ist, gehört zu den ältesten in der Evolution überhaupt. Es besteht aus einem Netzwerk grauer Zellen, das vom Mittelhirn ausgeht, und dient vor allem dazu, uns in vielversprechende Situationen zu locken.

Unsere Aufmerksamkeit wird zunächst auf verheißungsvolle Dinge gelenkt, dann sorgt es dafür, dass wir Vorfreude und Lust empfinden und hilft uns schließlich aus unerwartet positiven Erfahrungen zu lernen. Denn angenehme Erfahrungen versetzen unser Gedächtnis in Aufnahmebereitschaft, wir sollen uns merken, was oder wer uns gut tat.

Fairness hinterlässt Spuren

Vertrauen kann uns deshalb in Hochstimmung versetzen: Jemand hat mehr für uns getan, als erwartet. Wer sich fair verhält, hinterlässt so eine tiefe Spur in unserem Gedächtnis.

Zusammenarbeit macht glücklich: Das sagten die VersuchsteilnehmerInnen, und ihre Empfindungen konnten sichtbar gemacht werden.

Diese Versuche widersprechen den VerfechterInnen des Wettbewerbsdenkens. Denn sie zeigen, dass die ProbandInnen nicht im Triumphieren über andere Erfüllung fanden. Das, was ihnen gemeinsam mit anderen gelang, beglückte sie offensichtlich mehr als die Erfolge, die sie allein oder gegen andere erzielten. Sie suchten keine Konkurrenz um ihrer selbst willen, sondern Zusammenarbeit.

Die Evolution der Intelligenz

Wie unsere Vorfahren gelernt haben, einander zu vertrauen, ist immer noch eines der größten Rätsel der Evolutionstheorie. Tatsächlich ist der Mensch mit einzigartiger Großherzigkeit ausgestattet. Nach heutigem Wissen der Forschung gibt kein Tier einem anderen freiwillig etwas ab, mit Ausnahme des eigenen Nachwuchses. Men-

schen hingegen sorgen für ihre Nahrung gemeinsam und schon Kleinkinder können spontan Geschenke machen.

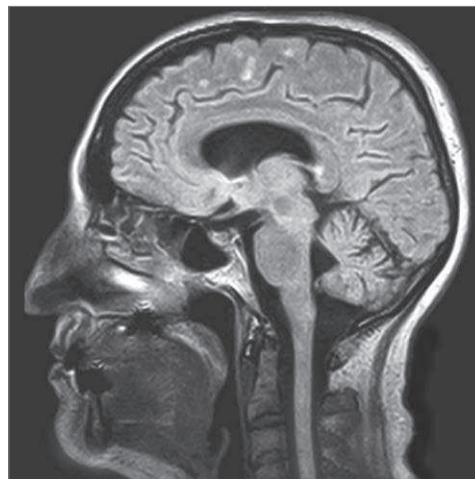
Viel spricht dafür, dass unsere Vorfahren „erst die *freundlichsten* Affen werden mussten, bevor sie die *klügsten* Affen werden konnten“. Das heißt, wir verdanken unsere Intelligenz unserer Bereitschaft zu geben.

Aber auch Gerechtigkeit gehört zu unseren lebensnotwendigen Bedürfnissen. Wir geben nicht wahllos. Eine Gesellschaft, die keinen fairen Umgang untereinander durchsetzt, geht über kurz oder lang unter. Erst Gerechtigkeit ermöglicht Altruismus. Der Hunger nach ihr beschert uns zuweilen auch Rache und Neid. Abgrenzung und Hass können die düstere Seite des Altruismus darstellen.

Gehirne im Gleichtakt

Die uralte Frage, ob man sich um andere oder lieber um das eigene Glück kümmern soll, fände nach dieser Theorie von selbst eine Antwort: Um beides – weil es das eine ohne das andere nicht gibt.

Das Hirnsystem der Empathie funktioniert ganz anders als das in unserer Zeit so hoch gelobte strategische Denken. Wenn wir andere Menschen in Schmerz oder Freude erleben, spiegeln wir ihre Gefühle in unserem eigenen Kopf wider. Verantwortlich dafür sind die sogenannten Spiegelneuronen, die bewirken, dass Gehirne gleichsam im Gleichtakt schwingen.



■ Viel spricht dafür, dass unsere Vorfahren „erst die *freundlichsten* Affen werden mussten, bevor sie die *klügsten* Affen werden konnten“.

Mit Kernspintomographie dem Hirn beim Denken und Fühlen zusehen

■ Die Herausforderung ist, Zusammenarbeit in globalen Maßstäben zu lernen.



Gerechtigkeit: Dreijährige teilen gerne eine Belohnung, wenn sie sie in einer gemeinsamen Aktivität verdient haben.

Ähnliche Mechanismen sorgen dafür, dass Vertrauen und gegenseitiges Verständnis entstehen.

Vertrauen macht erfolgreich

Vertrauen lohnt sich, dafür haben Forscher zahlreiche überraschende Belege geliefert. Das Maß, in dem die Menschen einander vertrauen, könnte sogar selbst den Wohlstand eines Landes erklären. Um diese Annahme zu testen, beantworteten BürgerInnen aus 37 Nationen die Frage, ob man ihrer Meinung nach „den meisten Menschen vertrauen kann“. 61% der NorwegerInnen stimmten zu, aber nur 5,5% der PeruanerInnen, Deutschland lag mit 35% im Mittelfeld. Nicht rücksichtslose Bereicherung, sondern Vertrauen macht Gesellschaften wohlhabend. Durchgängig ließ sich nachweisen, dass Volkswirtschaften, deren Angehörige sich gegenseitig wohlwollend einschätzten, schneller wuchsen als andere.

Die These könnte also lauten: Es liegt keineswegs daran, dass die Menschen netter

zueinander sind, solange die Wirtschaft boomt, sondern umgekehrt – es fällt leichter, miteinander Geschäfte zu machen, wenn Menschen einander vertrauen. Dieser Umstand bewirkt höhere Investitionen und letztlich mehr Wohlstand.

Die Zukunft gehört den Altruisten

Mit den nötigen Anlagen dazu wären wir ausgestattet. Nach Stefan Klein begann die Geschichte der Menschheit mit einer altruistischen Revolution – unsere Vorfahren fingen an, für ihre Nächsten zu sorgen. Nur gemeinsam hatten sie eine Chance in einer Welt, in der Nahrung knapp wurde, weil das Klima sich wandelte.

Heute müssen wir uns einer ähnlichen Situation stellen: Die Herausforderung ist, Zusammenarbeit in globalen Maßstäben zu lernen. Solange Konzerne und reiche Staategemeinschaften die eigenen Interessen auf Kosten des Wohls aller verfolgen, wird es kaum möglich sein, die Lebensgrundlagen auf unserem Planeten zu schützen. Wagen wir also eine zweite altruistische Revolution. ■



Nach: S. Klein, Der Sinn des Gebens. Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit dem Egoismus nicht weiterkommen, Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag 2010